



Abend:

Zeitung.

12.

Sonnabend, am 13. Januar 1838.

Dresden und Leipzig, in Commission in der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Verantw. Redacteur: C. G. Th. Winkler (Th. Hell.)

Frage.

Sag, lieber Winter, was ist das?
Wie kommst Du mir nur vor?
Verstehest sonst ja keinen Spas,
Leihst Bitten nicht Dein Ohr.

Ist eine Rinde nicht von Eis
Dir um das Herz gelegt,
Das nichts von Lust und Schmerz es weiß,
Und nimmer Liebe hegt?

Ich weiß, es hat um Sonnenschein
Mein Liebchen jüngst gar sehr,
Das ihre Wäsche nett und rein
Und gut geblichen war;

Die Wäscherin hat sicherlich
Auch Dir das Herz gerührt,
Das Du Dich gleich so sommerlich
Und artig aufgeführt!

Sag, wenn wie Du — solch' eifriger Mann —
Ein fühlend Herz noch trägt,
Was fängt da unser Einer an,
Dem's immer heiß nur schlägt?

Vater und Sohn.

(Fortsetzung).

Auch der Graf fuhr in seiner Erzählung nicht fort und stand, das Auge theilnehmend auf die Weinende gekehrt, wie in tiefes Sinnen versunken vor ihr.

„Und was nützte es, wenn ich Sie auch entschuldigen könnte?“ sagte jetzt, das Schweigen brechend, doch kaum hörbar, Frau von Daribaud. „Würde es die Wunde

meines Herzens heilen? Schloß es die Wunde meines Sohnes? — Doch warum verschwiegen Sie dies gestern, verschwiegen es so lange? Ich machte ja keine Ansprüche an Sie, nur dieß Mutterherz nährte noch Wünsche und Hoffnung!“ —

„Erst heute erfuhr ich den Verrath,“ antwortete der Graf, und hohe Röthe überflog sein Antlitz, wie es wohl einem edlen Manne zu gehen pflegt, wenn ihn Nothwendigkeit oder eine gute Absicht zwingt, sich selbst anzuklagen. „Erst heute entdeckte es mir Rossin, dem der Gedanke, daß seine giftige Verleumdung mich zum Mörder meines Sohnes hätte machen können, das Gewissen weckte; er beichtete mir seine Schuld und hat mich für immer verlassen.“

„Sie stehen jetzt eine Reine, ein duldbender Engel vor mir,“ fuhr er dann fort, „ich vor Ihnen als ein schwacher, ungerechter Mann, der durch Leichtgläubigkeit verlockt Sie unglücklich gemacht hat. Steht es noch in meiner Gewalt, wieder gut zu machen, bin ich in Ihren Augen noch werth, der Vater Ihres Sohnes zu seyn, so sagen Sie es mir, ich bin mit Freuden zu Allem bereit. Neben Sie, Elise!“ —

„Verlassen Sie mich, Herr Graf,“ hat Frau von Daribaud, sich abwendend, um ihre Thränen zu verbergen. — „Ich kann Ihnen jetzt nichts erwidern — die Wunde meines Sohnes — die Gefahr, in welcher er schwebt — Ihre Worte — Alles hat mich so aufgeregt — Ich kann Ihnen jetzt nichts erwidern — Morgen — übermorgen — jeden andern Tag, nur heute nicht.“

„Und wie geht es Adolph?“ fragte theilnehmend der Graf.

„Er schlummert, es ist die erste Erquickung, die ihm die Natur reicht.“ —

„Darf ich ihn sehen?“

„Nein! um Gotteswillen nein! das könnte ihn tödten“ — rief die Mutter auffpringend. „Entfernen Sie sich, ich bitte.“

„So leben Sie wohl! Möge unser Wiedersehen die Verzeihung begleiten.“ — Sie wendete sich ab — „Keinen versöhnenden Blick, Elise? — Keinen Trost, keine Hoffnung, die ich mit mir nehmen sollte?“ fragte er erschüttert. Statt Antwort reichte sie ihm, sich abwendend, die Hand, er preßte sie an seine Lippen, ein leiser Druck, den er zu fühlen glaubte, gab ihm Trost und Hoffnung mit auf den Weg.

(Fortsetzung folgt.)

A n d r e a .

(Fortsetzung.)

Bei den letzten Worten, die er in einem weichen Tone gesprochen hatte, neigte er sein Gesicht zu Camilla's gebeugtem Antlitz nieder, und forschte fragend in ihren Zügen. Aber statt der Antwort stürzte ein Strom von Thränen aus ihren Augen, und schluchzend legte sie ihren Kopf an Andrea's Brust. Ihr ganzes Loos, ihre Liebe zu Andrea, ihre Abneigung gegen Battista waren ihr jetzt plötzlich erst recht klar geworden, und die Schilderung Andrea's von seiner tief verborgenen, hoffnungslosen Liebe hatten ihr Gemüth in solchem Grade erregt.

Andrea suchte sie zu trösten, und gleichsam dafür dankend richtete sie ihr Köpfschen auf und erhob ihr Auge zu ihm in einem Blicke, als habe sie darin die ganze glühende Liebe ihres kleinen Herzens ausströmen lassen.

„Guter Andrea, armer Andrea,“ sagte sie —

„Nichtswürdiger Schurke,“ brüllte da urplötzlich dicht hinter ihnen die Stimme des wüthenden Battista, der ihr Gespräch belauscht hatte. Andrea war, vom heftigen Schreck ergriffen, zur Seite gesprungen, und einem Rasenden ähnlich sprang Battista mit scharfem Spaten auf ihn ein. Mühsam nur wich Andrea den nach ihm geführten Streichen aus, bis es ihm gelang, dem Angreifenden seine Waffe zu entreißen. Da richtete sich die Wuth des Rasenden gegen die unschuldige Camilla, die vor Schrecken starr und bleich geworden war.

„Mehe!“ schreiend zerrte er sie an den Haaren über die Hecke.

Bis hierher hatten Scheu und Respekt vor dem Brodherrn Andrea bewogen, bloß vertheidigungsweise

zu verfahren; als er aber den Tiger auf Camilla zustürzen sah, hielt ihn nichts länger zurück. Mit einem Sprunge stand er dicht neben ihm. Seine Linke hatte des Feindes Nacken ergriffen und zusammengeschnürt, daß er schreiend Camilla los ließ.

„Bube!“ donnerte er ihm in's Ohr, „jetzt büße für die ganze Schuld Deines verfluchten Lebens!“ Das Stilet bligte in Andrea's rechter Faust, und mit einem Blutstrahle aus der Brust stürzte Battista schreiend zu Boden. In demselben Augenblicke aber umringten die herzugelaufenen Knechte den unglücklichen Andrea. Er ließ sich ruhig binden. Einen Scheideblick noch auf die ohnmächtige Camilla, und er folgte willig seinen Henkern.

Es war Nacht geworden. Ein dichter Wolkenschleier deckte den gestirnten Horizont, und als habe die gütige Mutter Natur das Werk der Liebe befördern wollen, hatte sie ihre dichtesten Schatten sich lagern lassen auf der friedlich schlummernden Erde.

Nur von zwei Lagerstätten floh der harmlose Schlafgott, und hatte statt seiner seine finsternen Diener, die Sorge und den Kummer dahin gesendet.

Mit schlaflosem Auge ruhte Camilla auf ihrem Lager, wohin sie nur zum Schein sich begeben. Die Ereignisse des verflossenen Tages, der die Wiege und den Sarg ihres Glückes in sich schloß, hatten ihr Gemüth auf's Furchtbarste ergriffen, und ein frühes Grab ihrem jugendlichen Frohsinne gegraben.

Gleich der prangenden Königin der Nacht, die im still verschlossenen Kelche Säfte und Staub lange und geheim zu einer plötzlich erbrechenden Farbenpracht sammelt und das Auge mit der Allgewalt ihres Reizes minutenlang blendet und trunken macht, aber schnell dann wieder welkt und stirbt, war Camilla's Liebesglück in einem Augenblicke betäubender Seligkeit erblüht und verwelkt. Aber in diesem einen Augenblicke hatte sie ein ganzes Leben hindurchgelebt. Der Blüthenschmelz ihrer Jugend war abgestreift.

Als nach jenem Vorfalle Camilla wieder zum Selbstbewußtseyn erwachte, fand sie sich auf ihrem Lager, vor dem ihre alte Mutter weinend saß, in deren Bekümmerniß der Zorn untergegangen war. Bald lebten die Ereignisse der verflossenen Stunden in ihrem Geiste wieder auf. Aus dem Munde ihrer Mutter erfuhr sie Battista's Zustand, der nicht lebensgefährlich war, und auch Andrea's trauriges Loos. Man hatte ihn gebunden und, gleich dem gemeinsten Verbrecher, in eine leere Scheune des Gehöftes geworfen, und am folgenden Tage sollte er

an das Inquisitionsgericht zu Turin abgeliefert werden, wo die sichere Verurtheilung zur Galeere seiner wartete.

Eisiges Grauen schüttelte Camilla bei diesem Gedanken. Andrea auf der Galeere! dachte sie, Andrea gebrandmarkt, unter der Peitsche des Bogtes! — Weiter vermochte sie nicht zu denken, ihre Sinne verwirrten sich bei diesem Bilde. Aber wie dem in der Nacht verirrtten Wandrer der ferne Lichtschimmer neue Kräfte und neuen Muth giebt, so belebte Camilla die Hoffnung, Andrea retten zu können, und ließ ihren gebrochenen Kräften ein neues kurzes Leben.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Erinnerungen eines Fünfzigjährigen.

Im Frühling 1811 machte ich von Halberstadt aus eine kurze Lustreise nach Dessau, Bördlitz, Wittenberg, Halle und so fort, auf welcher ich zu meiner Freude viele berühmte Schriftsteller und Koriphäen der deutschen Literatur persönlich kennen lernte, von denen ich hier nur die Verstorbenen: Matthiſſon, Schück, Ersch, Bruns und Lafontaine nennen will. Keiner der unwichtigsten für mich war Lafontaine, von dem ich in den Tagen seines höchsten Ruhmes d. h. in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts, gar Manches gelesen hatte. Ob mit Beifall? die Frage beantwortet sich, wenn ich bemerke, daß ich damals 16 oder 17 Jahr alt war.

Im Jahr 1811 freilich hatten sich die Umstände schon sehr geändert; die strengen Kritiken der Brüder Schlegel und ihrer Nachfolger eben so wohl als die Stabilität, welche in Lafontaine's neuern Werken mehr und mehr hervortrat, waren seinem Ruhme sehr nachtheilig geworden und sein Ansehen sank, unter steten Angriffen seiner Gegner, tiefer und tiefer. Bereits versendete die Expedition der allgemeinen Literaturzeitung zu Halle, Lafontaine's Wohnort, seine neuen Erzeugnisse nicht mehr zur Recension, weil Ersch, der eigentliche Herausgeber derselben und Lafontaine's wärmster Freund, besorgte, daß die Kritiker seinem Freunde zu hart mitspielen und ihn selbst dadurch in Verlegenheit setzen möchten. Nur Ausnahmsweise hatte man mir einen einzelnen Roman von ihm unter mehreren zur Beurtheilung übersendet; ich muß glauben, daß es geschähn war, weil man von mir mehr Ruhe und Milde, als von andern Beurtheilern erwartete.

Jetzt endlich lernte ich Lafontaine persönlich kennen in einer Abendgesellschaft der Halle'schen Professoren, welche sich in dem Gasthose zum Kronprinzen versammelte und in welche ich durch den biedern humanen Ersch eingeführt wurde. Der Ton war hier sehr vertraulich,

frei und ungenirt; man erkannte leicht, daß Männer von unabhängiger Stellung im Leben versammelt waren. Kaum war ich eine Viertelstunde in dieser Gesellschaft, als ich die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß ein Verein, selbst der frischesten und unbefangenen Landprediger, nie so frei, laut und mitunter selbst lärmend sich aussprechen werde, als dieser Verein academischer Gelehrten. Offenbar war es, daß Lafontaine, wie es schien der einzige Laie unter so vielen Kunstgelehrten, unter andern Umständen hier einen harten Stand haben könne. Doch sein Benehmen entfernte diese Besorgniß; er schien mir, um es kurz zu sagen, im Umgange der freieste, lauteste und kühnste von Allen zu seyn.

Die Veranlassung zu Kämpfen fand sich sehr bald. Die Neuigkeit des Tages war ein Besuch, welchen der damalige westphälische Staatsrath von Keist der Universität Halle so eben gemacht hatte. Jeder äußerte seine Meinung über die Folgen, welche dieser Besuch für die Universität haben könne, als Lafontaine auf einmal mit der Behauptung dazwischen trat, der Besuch werde gar keine Folgen haben, außer, daß man auf der Universität Halle einmal vier Wochen lang ordentlich lesen werde.

Diese Worte waren ein Funken in eine Pulvertonne gewesen. Fast alle Professoren erhoben sich und stürzten laut und heftig auf Lafontaine ein, der seinerseits nicht im Mindesten außer Fassung kam und seine rechte Freude an dieser allgemeinen scherzhaften Entrüstung zu haben schien. Nach einem ziemlich langen Wortgefecht beschwichtigte endlich einer der Anwesenden den Streit mit den Worten: „so laßt ihn doch! Er gesteht ja selbst, daß wir ordentlich lesen können, wenn wir sonst nur ordentlich lesen wollen.“

Die Scene hatte hingereicht, um mich zu überzeugen, daß in Lafontaine selber keine Ader von dem schwächlichen thänenreichen Wesen war, welches man erst kürzlich wieder seinen Romanen so laut vorgeworfen hat. Er war vielmehr eine kräftige Natur, und nur die biedern, geraden Deconomen, Förster und ältern Offiziere, welche in seinen Werken so oft erscheinen, sind seinem eigenen Charakter nahe verwandt.

Als der Sturm sich gelegt hatte, ging man zu wissenschaftlichen Gesprächen über, und ich hatte Gelegenheit, hier Lafontaine's Vielseitigkeit wahrzunehmen. Er ging in die mannigfachsten Erörterungen ein, und es wurde mir klar, wie er Freunde unter Gelehrten aus allen Fächern haben konnte.

Bereits am folgenden Tage verließ ich die Universität Halle und nie habe ich Lafontaine wiedergesehen, für den

ich, wegen des Genusses, welchen mir seine Schriften im Jünglingsalter gewährt hatten, immer ein Gefühl des Wohlwollens bewahrte. M. d. o.

Aufgeschnapptes.

Von Rudolph Gernlein.

Der Humorist K. ließ sich auf einem Kaffeehause ein Glas Wasser mit einer Portion Zucker geben. Von dem

letztern blieben vier Stücke übrig. Ein Jude benutzte einen günstigen Augenblick und praktizirte den Zucker in seine Rocktasche. K. aber bemerkte den Diebstahl. Mit Seelenruhe ergriff er das noch volle Glas, öffnete dem Juden die Rocktasche und sagte, ihm das Wasser hineingießend, sehr höflich: „Wollen Sie nicht so gut seyn und das Wasser auch mitnehmen?“ Das Gelächter konnte kein Ende finden.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz = Nachrichten.

Aus Mainz.

Anfang December.

Nachdem kürzlich die Probefahrten unserer neuen, nieder- und mittel-rheinischen Dampfschiffahrt ein so günstiges Resultat geliefert haben, daß man von dieser neuen Unternehmung für den Verkehr auf dem Rheine die besten Erwartungen hegt, — nachdem sogar diese Probefahrten gleichsam Triumphfahrten ähnlich sahen, da die Rheinbewohner überall, wo diese neuen Dampfboote landeten, dieselben mit Musik und Kanonendonner begrüßten und Festmahle veranstalteten; wird in diesem Augenblicke ein nicht eben sehr zarter Streit zwischen manchen Anhängern der alten und manchen Freunden der neuen Dampfschiffahrtsgesellschaft in den rheinischen Blättern geführt; es ist, als wollten sich die beiden feindlich einander gegenüberstehenden Unternehmungen einstweilen auf dem Papiere zernichten, bevor die wirkliche Concurrenz beginnt! Diesen Streit halte ich für unzeitig und unwürdig. Das reisende Publikum wird schon über die Vorzüge der einen oder der andern Dampfschiffahrt sein Urtheil feststellen, und es wird derjenigen Unternehmung den Vorzug einräumen, welche die andere durch Schnelligkeit, Billigkeit und Bequemlichkeiten der Fahrten übertrifft. Und daß in diesen Beziehungen die neue Unternehmung die ältere überbietet, ist keine Frage. Indessen sind die Vorwürfe keineswegs alle gegründet, die man der älteren Dampfschiffahrt macht, und wahr ist, was ein Vertheidiger derselben in der Koblenzer Zeitung von derselben Gutes sagt: „die ältere Gesellschaft ist sich bewußt, des Kühnen, Großartigen, unberechenbar Nützlichen und Uneigennütigen so viel gethan zu haben, daß kein anderes Beginnen dergleichen Früchte, in allen staatswirthschaftlichen Beziehungen während des abgelaufenen Theils des neunzehnten Jahrhunderts für die von unserm Rheine bespülten Ufer aufzuweisen haben dürfte. Die ältere Gesellschaft verzichtet nicht darauf, sich bei den Klagen der Einzelnen mit den lauten Lobsprüchen der Massen aus allen Nationen und mit den Segnungen zu trösten, die ihr überall zu Theil geworden sind, wo sie ihre Nationalflagge aufgepflanzt hat. Sie verzichtet nicht darauf, zu wissen, daß sie Vorbild zur Nachahmung für alle späteren derartigen Unternehmungen auf dem Continent gewesen ist, und daß, schon nach einer achtzehnjährigen Erfindung der Dampfschiffahrt (von Fulton) in einem andern Welttheile, die Dampfschiffahrt auf dem preussischen Rheine eine Vollkommenheit erreicht hatte, wie nirgends auf dem Festlande. Endlich verzichtet die ältere Gesellschaft nicht darauf, es geltend zu machen, daß sie gleichzeitig in Rheinpreußen eine Maschinen-Werkstätte in's Leben gerufen, worin tausend Menschen Beschäftigung finden, die ihr bereits fünf nationale Dampfschiffe gebaut haben, wovon das Letztere bis jetzt auf dem Rheine weder an zweckmäßiger und eleganter Einrichtung, noch an Kraftentwicklung und Geschwindigkeit erreicht wird.“ Das sind allerdings Dinge, die bei einer spätern Beurtheilung der Leistungen der ältern und der neuern Dampfschiffahrtsgesellschaften in die Waagschale zu legen sind; und wenn man dabei an die ungeheuern Fonds denkt, welche sich diese ältere Gesellschaft bereits erspart hat,

so ist es allerdings nicht zu bezweifeln, daß die ältere Gesellschaft der neuen, wenn Letztere den Sieg behaupten will, diesen Sieg schwer und theuer zu machen wohl im Stande ist! —

Mit vieler Theilnahme wird hier jetzt die Preisschrift unsers talentvollen Gymnasial-Professors Baur gelesen, welche Schrift bekanntlich von der Erfurter Akademie gemeinnütziger Wissenschaften gekrönt worden ist, als die beste unter den sechszehn eingelaufenen Abhandlungen über die aufgestellte Frage: „Ist die Klage über zunehmende Verarmung und Nahrungslosigkeit in Deutschland gegründet, welche Ursachen hat das Uebel, und welche Mittel bieten sich zur Abhülfe dar?“ Der Verfasser stimmt mit den Befürchtungen so vieler engherziger Personen, die eine Verarmung durch Uebervölkerung schon vor der Thüre sehen, nicht überein; er erwartet vielmehr größern, allgemeineren, vertheiltem Erwerb, Wohlstand, Reichthum durch Landwirthschaft im weitesten Sinn, durch Industrie und Handel, durch die mannigfaltigen neuen Wege des Verkehrs, durch Volks-Unterricht, durch Associationsgeist, Zollverband u. s. w. Die Hoffnungen, die Hr. Baur von unsern heutigen Zuständen hegt, sind vielleicht etwas zu rosenfarben; doch beruhen sie zum großen Theile auf Gründen, die, bei genauerer Erwägung, jedem als nicht aus der Luft gegriffen entgegen-treten.

Ueber unsere Theater-Angelegenheiten ließe sich wieder ein Langes und ein Breites schreiben, was theils erfreulich, theils betrübend klänge. So könnte ich erzählen, daß sich unsre Opern-Direction in dieser Saison viele Mühe zu geben scheint, Neues vorzuführen, und das Alte etwas ausruhen zu lassen. Das will ich für kein unbedingtes Lob gehalten wissen; denn unter dem Alten sind auch die classischen Opern Mozarts begriffen, die zwar ewig jung bleiben, die man uns aber auch nur höchst selten vorführt! Neu war seit der Eröffnung des Theaters für uns Paley's „Jüdin“ Adams „Postillon von Lonjumeau“, auch in gewisser Beziehung Rossini's „Belagerung von Corinth“, welche wir in acht Jahren hier nicht sahen; ferner kommt „die Räuberbraut“ von Ferdinand Ries nächstens zur Aufführung, die der berühmte Componist neuerdings vielfach verändert hat. Also etwa in drei Monaten vier neue Opern! Fragen Sie mich, wie viele neue Schauspiele wir seit der Zeit sahen, so stehe ich beschämt vor Ihnen, denn, außer einigen neuen Lustspiel-Bagatellen, sahen wir in dieser Sphäre nichts neues. Von der Aufführung der „Griehselbis“ von Halm wird viel gesprochen. Es ist wahr, dieses herrliche Drama ist wirklich einstudirt worden; aber diese Aufführung wird immer hinausgeschoben, man sagt bis Hr. Kunst zurückkommt, und sich des Percivals annimmt. Traurige Aussichten, wenn man, um ein gutes neues Drama geben zu können, abwarten muß, bis ein guter Gast kommt! Warum sind nicht alle Fächer des Schauspiels so besetzt, daß man wenigstens die erstern Rollen in gute Hände legen kann? Aber daran ist das Publikum schuld. Warum bleiben die Bänke leer, wenn ein Schauspiel gegeben wird? Wenn ein Publikum nichts für das Drama thun zu müssen glaubt, so hat der Director noch weniger die Verpflichtung. —

(Beschluß folgt.)